

## **LERNZIEL SOLIDARITÄT HEUTE**

(Vortrag am 25.11.99 Berlin – Erziehungs- und Familienberatung)

**von Horst–Eberhard Richter**

25 Jahre ist es her, da habe ich ein Buch unter dem Titel meiner heutigen Rede geschrieben "Lernziel Solidarität". Was man heute kaum glauben mag: Der Titel erreichte Spitzenauflagen. Das Buch wurde in eine Reihe fremder Sprachen übersetzt und kursierte als Raubdruck an zahlreichen Universitäten. Offenbar hatte ich mitten in das Herz einer Stimmung getroffen, die innerhalb der jungen Generation um sich griff. Ich glaubte mich zu der kühnen Feststellung berechtigt, daß der ausufernde Expansionismus der westlichen Kultur fragwürdig geworden sei und nun mit einer machtvollen Gegenbewegung zu rechnen habe. Ich lag mit meinen Gedanken auf der gleichen Linie wie die Prognose der amerikanischen Zukunftsforscher Kahn und Wiener, die einen Abbau der aufstiegsorientierten Einstellung in der Mittelklasse, statt dessen einen Anstieg sensualistischer und humanistischer Prinzipien erwarteten. Marcuse feierte bereits die Neuorientierung an sozialen und ökologischen Gegenwerten gegen das Rivalitätsprinzip des Kapitalismus. Tatsächlich wurde die Jugend in einer Reihe westlicher Länder von einem spontanen Bedürfnis nach sozialem Engagement erfaßt.

Man schätzte 1972 in den USA, daß freiwillige Einsätze von Studenten seit 1963 auf das Achtzigfache angestiegen seien. Momentan registrierte man in den Staaten 1.800 soziale Hilfsprojekte unter Beteiligung von etwa 400.000 engagierten Studenten. Zur Zeit der Abfassung meines Buches wimmelte es auch im deutschen Westen von freiwilligen Initiativen, gebildet von Studenten und Laienhelfern, die sich um vernachlässigte oder randständige Bevölkerungsgruppen kümmerten, so um Obdachlose, um psychisch Kranke und Behinderte, gestrandete Jugendliche, hilflose alte Leute und ausgegrenzte Ausländer. Ich selbst erlebte diese internationale soziale Bewegung als engagierter Psychoanalytiker mit, beteiligte mich als Supervisor an sogenannten Eltern–Kindergruppen (Kinderläden) und über zehn Jahre als Mitglied in einer studentischen Initiative in einer Obdachlosensiedlung. Ich konnte beobachten, wie sich ein Großteil der 1968er Rebellen vom reinen antiautoritären Protest ab- und sich statt dessen sozial–politischen und sozial–therapeutischen

Aufgaben zuwandte. Es gab kaum eine gesellschaftliche Struktur, in der die Jugend keine revisionsbedürftigen Bevormundungs- und Unterdrückungsverhältnisse aufspürte. Die Befreiung der Frauen von männlicher Vorherrschaft und der Kinder von autoritärer Manipulation durch die Eltern wurden wichtige Themen. Die ringsum aufsprießenden Wohngemeinschaften und Selbsterfahrungsgruppen begriffen sich vielfach als Werkstätten zur Einübung von gemeinsamer Emanzipation und solidarischen Verhaltensweisen. In all diesen Kreisen war man sich darin einig, daß die einzelnen Menschen an sich selber arbeiten müßten, um mit glaubwürdigem persönlichen Beispiel die Demokratisierung autoritärer Strukturen durchzusetzen. Dazu suchte man psychologische Hilfen in den Schriften vertriebener linker Psychoanalytiker wie Fromm, Reich, Bernfeld und Fenichel zum Beispiel. Auch meine zitierte Schrift profitierte von diesem Bedürfnis.

Die soziale Bewegung förderte in vielen gesellschaftlichen Bereichen eine neue kritische und selbstkritische Nachdenklichkeit. Wo Konflikte auftraten – in den Familien, in den Einrichtungen der helfenden Berufe, zum Teil aber auch in der Wirtschaft – suchte man verstärkt Klärung durch Gespräche oder Beratungshilfe von außen. Erziehungsberatungsstellen und Psychotherapeuten waren gefragt wie nie zuvor. Auch das Verlangen nach institutionellen Reformen gelangte zu mancherlei Erfolgen. In der Industrie wurden Mitbestimmungsregelungen erweitert. Der bundesdeutsche Staat beteiligte sich an einem großen Programm unter dem Namen "Humanisierung der Arbeitswelt". Gegen die Absonderung und chronische Anstaltsverwahrung psychisch Kranker wurde eine neue, die Verselbständigung der Patienten fördernde soziale Psychiatrie mit vielen neuen ambulanten Einrichtungen ins Leben gerufen. Der besseren Resozialisierung von Straftätern dienten im Strafvollzug Maßnahmen der Liberalisierung und Therapieprogramme. Was da alles unter dem Leitbegriff Solidarisierung in Gang kam, empfand schließlich auch Willy Brandt in seiner damaligen Kanzlerschaft – ich hatte eine gute Verbindung zu ihm – als Rückhalt für seine Politik, die unter dem Stichwort "Mehr Demokratie wagen", lief.

Aber die optimistischen Prognosen der zitierten Zukunftsforscher, mancher Soziologen und meine eigene erwiesen sich als voreilig. Die helfende Gesellschaft mit ihrer Mannigfaltigkeit von sozialem Engagement nahm allmählich wieder die Züge einer egozentrischen Konkurrenzgesellschaft an.

In einer kleinen Forschungsgruppe haben Dieter Beckmann, Elmar Brähler und ich von 1968 über 1975, 1989 bis Ende 1994 verfolgt, wie sich das das psychologische Selbstbild der Menschen in Westdeutschland verändert hat. Auch wenn man die Ergebnisse natürlich nicht einfach auf andere westliche Bevölkerungen übertragen kann, so passen sie dennoch gut zu ähnlichen Beobachtungen in anderen Ländern. Das Instrument unserer Erhebungen war und ist der Gießen-Test. Das ist ein Fragebogen mit 40 skaliert zu beantwortenden Fragen. Darin beschreiben die Befragten ihr Befinden, ihre sozialen Einstellungen, die Erfahrung ihrer Wirkung auf andere. Die Befunde sind statistisch auswertbar.

Gezeigt hat sich bei diesen repräsentativen Untersuchungen, daß die Westdeutschen seit 1975 laufend mehr von ihren zuvor sehr ausgeprägten Gemeinschaftsgefühlen und Solidaritätsbedürfnissen verloren haben. Sie erleben sich nach eigenen Angaben weniger eng mit ihren Mitmenschen verbunden, legen deutlich mehr Wert auf Abstand, nehmen weniger sorgend an anderen Menschen Anteil und betonen statt dessen zunehmend ihre Ich-Bezogenheit. Es macht ihnen auch nicht mehr soviel aus, anderen etwas vorzumachen, wenn es den eigenen Interessen dient. Seit 1989 treten die egozentrischen Züge im durchschnittlichen Selbstporträt noch stärker hervor. Damit einher geht eine Verarmung an Hingabefähigkeit und an Liebesgefühlen. Die Menschen fühlen sich mehr allein und auf sich selbst angewiesen. Resümee: Die psychischen Antriebskräfte, die mit einem Höhepunkt in der ersten Hälfte der 70er Jahre die große soziale Reformbewegung in der Ära Willy Brandt getragen hatten, haben sich vorläufig verflüchtigt. Die soziale Abkühlung, mit der man häufig den neuen Zeitgeist kennzeichnet, bildet sich also sehr deutlich auch in der Abschwächung von Gefühlen ab, die der Durchschnitt der Befragten an sich wahrgenommen hat.

Nun stellt sich die Frage: Warum ist diese Wandlung zustande gekommen? Haben sich die Menschen im Durchschnitt von selbst so verändert, oder wurden sie durch den Druck äußerer Verhältnisse dazu gezwungen? Ist es etwa die ansteigende Härte im kapitalistischen Wettbewerb, der ihre egoistischen Züge auf Kosten sozialer Sensibilität gefördert hat? Wollen sie keine Energien mehr in sozialer Fürsorglichkeit verschwenden, um die nötige Kraft für die Durchsetzung im Ellbogenkampf zu bewahren? Aber selbst wenn das so wäre, bliebe noch die Frage offen, ob man die

Ökonomie von selbstgesteuerten Mechanismen herleitet oder vielleicht doch von menschlichen Motiven bzw. von den Leitvorstellungen der Kultur?

Manche Soziologinnen und Soziologen neigen momentan dazu, die Ökonomie in der Form des neuen "Kapitalismus pur" als eine Macht zu beschreiben, die nur in einer Richtung auf die Menschen und in sie hineinwirkt und ihre Charakterentwicklung nachhaltig verändert. Die gegenwärtige Ökonomie kennt – so Richard Sennett – keine Konstanz mehr in ihren Institutionen. Sie ist fortwährend mit dem Umbau und dem Zerschlagen ihrer Strukturen beschäftigt. Die Menschen werden hin und hergeworfen zwischen verschiedenen Arbeitsbereichen, Betrieben und Arbeitsorten. Was sie heute tun, können sie morgen vergessen, wenn sie sich ganz anderen Aufgaben zuwenden müssen. Je weniger sie sich irgendwo und in einer Gruppe einwurzeln, um so leichter können sie sich auf Wechsel einstellen. Der flexibilisierte neue Kapitalismus braucht flexibilisierte Menschen. Aber was wird aus diesen Menschen, die das Prinzip solcher Unstetigkeit verinnerlichen, die sich nur noch an den Augenblick binden und immerfort auf dem Sprung sein müssen?

In Sennetts Sicht werden die Menschen von der aktuellen Ökonomie belehrt, daß ihre äußeren Umstände nirgends mehr verlässlich sind, womit sich aber auch ihre eigene Verlässlichkeit abschwäche. Charakter heiße, sich auf Treue und gegenseitige Verpflichtungen festzulegen, unter Aufschub kurzfristiger Ziele langfristige Ziele zu verfolgen. "Wie aber", schreibt Sennett, "können langfristige Ziele angesteuert werden, wenn man im Rahmen einer ganz auf das Kurzfristige ausgerichteten Ökonomie lebt? Wie können Loyalitäten und Verpflichtungen in Institutionen aufrechterhalten werden, die ständig zerbrechen oder immer wieder umgewandelt werden? Wie bestimmen wir, was in uns selbst von bleibendem Wert ist, wenn wir in einer ungeduldigen Gesellschaft leben, die sich nur auf den unmittelbaren Augenblick konzentriert?" Wie man leicht erkennen kann, beschreibt Sennett wesentliche der zuvor in unseren Tests ermittelten psychischen Veränderungen, nämlich verarmende Beziehungsfähigkeit, Schwächung sozialer Gefühle und verminderte Verlässlichkeit. In seiner Sicht sind es logische Auswirkungen der Verhältnisse in einem immer mehr von sozialer Zügelung befreiten neuen Kapitalismus.

Nun könnte jemand sagen: Wenn diese flexibilisierte Ökonomie die Menschen mehr auf Trab bringe und ihnen eine größere Wandlungsfähigkeit abfordere, so möge das

zwar um den Preis emotionaler Einbußen und einer Lockerung von Bindungen geschehen, aber wenn damit dem materiellen Gesamtwohl gedient wäre, müßten die Nachteile doch vielleicht in Kauf genommen werden. Was wäre darauf zu antworten? Ist Amerika, das mit der ökonomischen Flexibilisierung beispielgebend vorangeht, tatsächlich auf dem besten Wege, seiner Bevölkerung eine befriedigende Daseins-Sicherung zu bieten?

Auf den ersten Blick sieht es tatsächlich so aus. In Europa ist die Neigung verbreitet, die Überwindung der Massenarbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten neidvoll und bewundernd zu verfolgen. Aber der oberflächliche Anschein trügt. Die Schere zwischen einer Minderheit von Reichen und einer verarmenden Mehrheit geht auch in den U.S.A. immer weiter auseinander. Dort reichen oft selbst mehrere Niedriglohn-Jobs nebeneinander nicht zur Ernährung der Familien. Die unteren 80 Prozent der amerikanischen Arbeitnehmer haben in ihrem Durchschnittseinkommen von 1973 bis 1995 18 Prozent verloren, während die Spitzenkräfte 19 Prozent gewonnen haben, mit Hilfe wahrgenommener Steuervorteile sogar 66 Prozent. Ex-Arbeitsminister Robert Reich warnt: "Wir sind auf dem Wege, eine zweigeteilte Gesellschaft aus ein paar Gewinnern und einer riesigen Gruppe von Verlierern zu werden." Der Journalist Thomas L. Friedman schreibt in der New York Times: "Ich wäre zufrieden mit Amerikas Wirtschaft, wenn ich wüßte, daß wir als eine Nation gediehen und nicht als zwei." "Wenn ich etwas gelernt habe dann ist es dies, niemals einem Land zu trauen, in dem die Reichen hinter hohen Mauern und verdunkelten Fenstern leben." Nach Schätzungen leben in den USA tatsächlich bereits etwa 50 Millionen Menschen aus der Wohlstandsschicht in festungsartig abgeschirmten Siedlungen im Schutz von privaten Wachtruppen. Alan Greenspan, Präsident der US-Zentralbank, hat in gleichem Sinne von einer ernststen Bedrohung der amerikanischen Gesellschaft durch die Aufspaltung der Einkommen gewarnt. Hätten wir also demnächst hier amerikanische Verhältnisse zu erwarten, wofür einiges spricht und worauf manche hoffen, müßten wir mit den gleichen entsolidarisierenden Spaltungsprozessen rechnen und einem entsprechenden eskalierenden Konfliktpotential.

Indessen fragen die entfesselten globalisierten Marktmechanismen überhaupt noch danach, ob sie den Menschen recht sind, oder bleibt diesen nichts mehr anderes übrig, als sich der Herrschaft der Ökonomie anzupassen? Vom "Terror der Ökonomie"

spricht Viviane Forrester in ihrem neuen Bestseller. Oder ist es vielleicht sogar ganz anders, daß nämlich die ökonomische Dynamik ihrerseits einem hintergründigen Mythos folgt, der zu einer vorläufig entscheidenden Antriebskraft in der westlichen Kultur geworden ist? Was aber sollte das für ein Mythos sein?

Sigmund Freud hat sich dazu in seinem großen Aufsatz von 1930 "Das Unbehagen in der Kultur" so geäußert: Zuerst habe der Mensch die Ideale von Allmacht und Allwissenheit den Göttern bzw. Gott zugeteilt. Nun aber habe er sich selbst zu einer Art Prothesengott aufgeschwungen und sei dabei, durch weiteren Fortschritt seine Gottähnlichkeit noch zu steigern. Aber er fühle sich dabei nicht glücklich. Ja, er habe es in der Beherrschung der Naturkräfte inzwischen so weit gebracht, daß er es mit deren Hilfe nunmehr leicht habe, das eigene Geschlecht vollständig zu vernichten. Dies aber verschaffe ihm wachsende Angst und Unruhe. Freud hat sich der Frage enthalten, warum diese untergründige Angst nicht zu Besinnung und Umkehr führe. Ich habe die Frage zu stellen und eine hypothetische Antwort zu formulieren gewagt, für deren Erläuterung ich allerdings ein ganzes Buch, nämlich das über den "Gotteskomplex" benötigt habe. Hier nur einige Stichworte dazu. Ausgangspunkt ist die Frage: Warum hat die Rastlosigkeit des unerbittlichen ökonomischen und technologischen Wettlaufs eigentlich kein anderes Ziel als die Expansion selbst? Warum sind das Immer–Schneller, Immer– Größer, Immer–Mächtiger unbestrittene Werte? Ich meine, darin stecken einerseits eine tiefe Angst, andererseits eine verborgene mythische Heilshoffnung. Die Angst sehe ich in dem Schwinden der alten traditionellen Glaubenssicherheit begründet, wodurch die Schwäche und die Gnadenlosigkeit des endlichen, leidvollen Lebens immer schwerer erträglich geworden sind. Daher das Aufbegehren in dem Ersatzglauben, es lasse sich die menschliche Ohnmacht vielleicht durch einen unendlichen Aufstieg zu einem immer perfekteren Prothesengott besiegen, der zum Mond fliegt und demnächst sein eigenes Geschlecht und alle lebendigen Arten gentechnisch nach Belieben um– oder neuzüchten kann.

Es ist ein Kurs nach dem Alles–oder Nichts–Prinzip: entweder Absturz in eine heillose Leere und Verlorenheit oder Abwehr dieser Angst mit der Hoffnung, sich allwissend und unversehrbar zu machen. Vor 350 Jahren hatte der Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal die Flucht in einen solchen Allmachtswahn in Sorge vorausgesehen und gewarnt: "Wir verbrennen vor Sehnsucht, ein endgültiges

bleibendes Fundament zu finden, um einen Turm darauf zu erbauen, der sich bis ins Unendliche erhebt; aber alle unsere Fundamente bersten, und die Erde tut ihre Abgründe auf." "Ich glaube, jeder der das recht begriffen hat, wird ruhig in dem Stande bleiben, in den die Natur ihn gestellt hat."

Aber diese Selbstbescheidung, zu welcher der fromme Pascal riet, ist unserer Kultur abhanden gekommen. Der hemmungslose Wettlauf der Ökonomie fragt nicht mehr nach dem Platz, auf den die Natur uns gestellt hat, sondern trägt uns mit technischem Fortschritt immer höher hinauf, – aber in Wahrheit eben nicht uns, sondern nur eine privilegierte Minderheit. Weil die Kultur sich jedoch vorläufig diesem mythischen Glauben an das Immer–höher–Hinauf verschrieben hat, haben sich auch große Teile der Verlierer mit der Zielrichtung paradoxerweise identifiziert. Um in dem Wettlauf nach oben die Vorausstürmenden nicht zu belasten, fangen die Hinterherhinkenden an, sich für ihr Versagen zu schämen.

Dieser sozialpsychologische Mechanismus liefert offenbar eine der Erklärungen dafür, warum die von dem neuen Kapitalismus beförderten sozialen Spaltungsprozesse vorläufig auf Seiten der Benachteiligten noch keine größere Unruhe hervorrufen. Die Verinnerlichung des unbeschränkten Konkurrenzprinzips nötigt die Scharen der Schwächeren, sich für ihr Scheitern selbst verantwortlich zu fühlen, zumal sie von oben immerfort hören, Erfolg oder Mißerfolg hingen nur von der eigenen Beweglichkeit, Risikofreudigkeit und der antrainierten Fitneß ab. Wer sich diese Maßstäbe zu eigen macht und dennoch Mißerfolg hat, dem bleibt nur, sich selbst zu hassen oder sich in der Phantasie an die Sieger anzuhängen und an deren Triumphen ähnlich wie Fans zu partizipieren, die von ihren erfolgreichen Sporthelden Erlösung erhoffen, als würden diese in ihrem Auftrag und stellvertretend für sie mitsiegen.

Der Mythos des Gotteskomplex, wie ich den angstgetriebenen Glauben an eine unendliche Selbsterhöhung des Menschen nenne, schließt die Mißachtung des Leidens ein. Leidfreiheit gehört zu den irrationalen Fortschrittszielen. Krankheiten sind Feinde, deren Bezwingung von einer besseren Medizin gefordert wird. Eine neues Forschungsziel ist die Verzögerung des Alterns. Stellt sich heraus, daß die Alterungsprozesse genetisch vorprogrammiert sind, warum sollte es nicht gelingen, in dieses Programm gentechnisch einzugreifen? Demnächst wird man bereits

vorgeburtlich die Anlagen für zahlreiche Erbkrankheiten, auch für solche, die erst im vorgerückten Alter ausbrechen, entschlüsseln können. Wie wird eine Gesellschaft, die Leiden nur noch als zu bekämpfendes Übel einschätzt, mit dieser Möglichkeit der vorgeburtlichen gentechnischen Diagnostik umgehen? Wird sie, wie schon einmal, einen Unterschied zwischen wertvollem und unwertem Leben machen und es zu einem Gemeinschaftsziel erklären, Geburten vermeintlich unwerten Lebens zu verhindern? Zygmunt Bauman sieht genau dies voraus. Er schreibt: "Und da wir jetzt die Mittel haben, das Ungeplante zu verhindern, dürfte wohl alles, was als körperliche Deformierung oder bloße Abnormität definiert ist, kriminalisiert werden, während die Liste der Deformitäten und Abnormitäten unaufhaltsam weiter anwachsen wird, je schneller das Verzeichnis der Chromosomen voranschreitet."

Schon kursieren Berechnungen, was die Behandlung und Pflege bestimmter erblicher Krankheiten und Behinderungen kostet. Welche Nachteile entstehen dadurch für den Wirtschaftsstandort? Werden demnächst Betriebe und Versicherungen ihre Risiken mindern wollen, indem sie von Bewerbern die Vorlage von Gentests wünschen?

Behielte jener Mythos seine heutige Kraft, könnten die ökonomischen Gründe zur vorgeburtlichen Ausmerzung genetisch unerwünschten Lebens auch eine vermeintliche moralische Bestätigung finden. Wenn es dem materiellen Gesamtwohl einer Gesellschaft diene, ihre Wettbewerbskraft durch Zurückdrängen der Aufwendungen für verhinderbare Krankheiten und Behinderungen zu fördern, wodurch obendrein vieles Leid und Mitleid erspart würde, wäre dies etwa keine gute Sache?

Aber es stimmt ja eben nicht mit dem Gesamtwohl. Denn darin wären die angeblich Unwerten mit ihren genetisch bedingten Gebrechen gar nicht mehr eingerechnet. Wo immer aber bisher Gesellschaften sich von Minderheiten reinigen wollten, die sie wegen physischer Anomalien oder geistiger, rassischer oder religiöser Abweichungen stigmatisierten, sind sie der Verrohung anheimgefallen und sind zu Mördergesellschaften geworden. Es ist bereits ein Symptom von Dehumanisierung, die Ersparnis von Mitgefühl und Mitleid bedenkenlos als Fortschrittsziel zu erwägen. Adam Smith, vor zweieinhalb Jahrhunderten theoretischer Begründer der freien Marktwirtschaft, glaubte zwar an eine Harmonie des sozialen und wirtschaftlichen Lebens unter den Bedingungen eines liberalisierten ökonomischen Wettbewerbs, aber



er setzte dabei auf die ausgleichende Kraft der benevolence, der mitmenschlichen Güte. Genau wie später Schopenhauer erkannte er in den allgemeinen menschlichen Anlagen zum Mitfühlen und zum Mitleid unentbehrliche Bindemittel für die Selbsterhaltung der menschlichen Gemeinschaft. Manche, die sich heute auf Adam Smith berufen, verschweigen gern diesen Teil seiner Lehre, den er in seinem Werk "Die Theorie der ethischen Gefühle" ausgeführt hat. Man läßt es so erscheinen, als sei diese für ihn so wichtige Ergänzungsschrift zu seiner Wirtschaftsphilosophie nur eine aus dem damaligen Zeitgeist verständliche Marginalie gewesen.

Heute ist es sogar in gewissen Kreisen Mode geworden, die emotionalen Antriebe, die zur Hilfe für die Schwächeren, die Verlierer und die Benachteiligten aufrufen, einem neurotischen Helfersyndrom zuzurechnen. Verächtliche Etikettierungen machen die Runde. Die Rede ist von Betroffenheits-Hysterie oder Gutmenschen-Kitsch. Sieht man indessen genauer hin, findet man unter den wortführenden Spöttern so manchen von denen, die 1968 vornean als Sozialrevolutionäre marschierten und nun die eigene Resignation an denen abreagieren, die sich in ihren Hoffnungen nicht haben irremachen lassen, auch nicht durch jenes Weltereignis, das vielerorts als definitiver Triumph des Kapitalismus-pur gefeiert wird. Gemeint ist der Zusammenbruch der kommunistischen Zwangswirtschaften. Weil jene Regime ihren faktischen Totalitarismus mit einer Propaganda eingenebelt hatten, in der von nichts anderem als sozialer Gerechtigkeit, Solidarität und Sozialismus die Rede war, erzeugten sie den Anschein, als seien mit dem eigenen Untergang nun auch die Inhalte der mißbrauchten Begriffe entwertet.

Aber diese Inhalte haben Bestand. Und Adam Smith hatte recht mit seiner Kombination von Wirtschafts- und Sozialphilosophie. Es war auch kein illusionärer Romantizismus, wenn die soziale Bewegung nach 1968 daran glaubte, daß es den Menschen und der Gesellschaft eine innere Genugtuung verschaffen könnte, ihre rivalisierenden egoistischen Antriebskräfte durch ein Streben nach sozialer Gerechtigkeit und nach Beistand für die Schwächeren bändigen zu können. Es war keine masochistische Selbstaufopferung, die jene junge Generation zum Engagement für die Armen, die psychisch Kranken und die Randständigen trieb. Sondern die einzelnen fühlten sich dabei innerlich freier und vollständiger.

Die Frage sollte dementsprechend heute nicht lauten: Was hatten die Engagierten der

damaligen sozialen Bewegung in der 70er Jahren für neurotische Motive, sondern umgekehrt, was steckt in der heutigen Gesellschaft für eine Krankheit, die zu einer Verewigung sozialer Spaltungen und zu einer selbstzerstörerischen ökologischen Verantwortungslosigkeit treibt?

Ich sprach von dem irreführenden Kulturideal eines Allmachtsglaubens, der sich durch die enormen Erfolge der technologischen Revolution zu rechtfertigen glaubt. Aber in Wahrheit bedeutet die rasende technische Expansion, die in globalisierter Konkurrenz stattfindet, nur scheinbar einen Aufstieg des Menschen. Sondern genau besehen verliert dieser dabei die Balance in seinen sozialen Beziehungen und in seinem Verhältnis zur natürlichen Umwelt. Seine Illusion beruht darauf, daß er sein eigenes bescheidenes Maß als begrenzte sterbliche Kreatur mit dem gigantischen Aufstieg seiner Erfolge in der Technik verwechselt – während er dabei psychologisch zurückfällt auf eine Stufe primitiver Magie und asozialer Gier. Wir sind eine Kultur von unreifen und zugleich genialen Adoleszenten, spielen mit Atomen, Chips und Genen um die Wette und sind davon wie Süchtige so besessen, daß wir kaum merken oder merken wollen, in welches Maß von Unverantwortlichkeiten wir dabei geraten. Wie Süchtige sind wir nahe daran, unseren Regressionszustand für unheilbar zu halten und an keine Befreiung zu reifer Selbstbestimmung mehr zu glauben. Dabei lassen wir uns einreden, es sei eben unser festgelegter Instinkt, der uns davon abhalte, uns hinreichend umeinander, um die nachwachsenden Generationen und die natürliche Mitwelt zu sorgen.

Dieser Fatalismus läßt sich leicht auch aus dem gewiß bedeutenden Buch des Amerikaners Paul Kennedy "In Vorbereitung auf das 21. Jahrhundert" herauslesen. Auf 500 Seiten beschreibt Kennedy sehr präzise und überzeugend alle Reformen und Strategien, mit denen die großen Menschheitsprobleme im kommenden Jahrhundert gemeistert werden könnten. Aber wie nebenbei bemerkt er in wenigen Sätzen, daß er die Realisierung der zukunftssichernden Maßnahmen für unwahrscheinlich halte, weil die Gesellschaften und die Regierungen aus ihrem Instinkt heraus nicht die kurzfristigen Einschränkungen auf sich nehmen würden, um das langfristige Wohl der Menschheit zu sichern.

Aber diese pessimistische Instinkttheorie verlangt nach Widerspruch. Es ist nicht unsere Naturanlage, sondern die Unterdrückung unserer inneren

Entwicklungsmöglichkeiten, die uns auf einem Stadium festhält, in dem wir unsere volle Menschlichkeit noch nicht ausleben. Wenn wir uns wie Adoleszenten benehmen, die ihrer impulsiven Triebhaftigkeit noch nicht Herr sind, so heißt das doch nicht, daß uns der Eintritt in ein Stadium verschlossen wäre, in dem ein weitschauendes sozial verantwortliches Handeln erreichbar ist.

Ihre derzeitigen Defizite werden der älteren Generation von der scharfsichtigen Jugend unnachsichtig vorgehalten. Periodische Jugendstudien in Deutschland offenbaren, daß die jungen Menschen den Trägern der Macht wie der gesamten älteren Generation zutiefst mißtrauen. In Sonderheit sprechen sie den Parteien und den Politikern den glaubwürdigen Willen ab, die sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Verhältnisse zukunftsorientiert zu ordnen. In meiner therapeutischen Praxis erlebe ich, daß es neuerdings häufig sogar Jugendliche im Schulalter sind, die zu gesellschaftspolitischen und ökologischen Fragen eine vernünftigeren und weitsichtigeren Position vertreten als ihre Eltern. Die Töchter und Söhne sind es vielfach, die mit ihren Eltern Umwelterziehung betreiben und ihnen ins soziale Gewissen reden, was heißt, daß hier eine Art von Generationsumkehr stattfindet. Kinder betreiben mit ihren Eltern Pädagogik. Das ist freilich nicht grob zu verallgemeinern. Aber es paßt zu den Forschungsbefunden, wonach die scheinbare Politikverdrossenheit der meisten Jugendlichen weniger auf Mangel an Engagementbereitschaft beruht, eher auf Protest gegen die Selbstabschottung der etablierten politischen Institutionen.

M.D.u.H., es sollte nicht verkannt werden, daß unserem Demokratiemodell längerfristig eine beträchtliche Gefahr droht. Wenn sich in einer liberalen offenen Gesellschaft die Menschen gefallen lassen, daß sich im Schutz der Anonymität der großen Wirtschaftsmächte Mechanismen automatisieren, unter denen die Einzelnen zu manipulierten oder selbst manipulierenden, korrumpierten oder selbst korrumpierenden Figuren degenerieren, dann wachsen explosive Spannungen nicht nur durch soziale Verwerfungen und Spaltungen, sondern auch durch den inneren Druck in den Menschen. Denn in uns steckt ja eben mehr als jenes selbstsüchtige Interesse, das nach Paul Kennedy unser unabwendbares Verhängnis sein soll. In uns stecken auch, obzwar heute meist unterdrückt, die Kräfte, auf die sich die Bergpredigt und der Mahayana-Buddhismus berufen. In uns stecken auch die Antriebe, die sich in den Leitideen der französischen Revolution ausgedrückt haben. In uns allen lebt

die Sehnsucht nach Versöhnung und Solidarität, die ein Mahatma Ghandi, ein Martin Luther–King und ein Nelson Mandela zu einer höchst realen Geltung gebracht haben. Auch Willy Brandt, John F. Kennedy und vor allem Gorbatschow verdanken ihre weltweit ausstrahlende Wirkung einer Stimme in unserem eigenen Innern, die durch sie in uns zum Klingen gebracht wurde.

In der offenen Demokratie liegt es an uns selbst, uns soweit zu emanzipieren, daß wir die eroberten bürgerlichen Freiheiten dazu gebrauchen, die in uns eingepägten Wertbegriffe von Mitmenschlichkeit und Ehrfurcht vor dem Leben zur Wirkung zu bringen. Versagen wir darin und schrumpfen wir zu flexibilisierten und fraktionierten Schachfiguren im Spiel einer sozial abgestumpften Ökonomie, wächst unsere Verführbarkeit durch Demagogen, die uns zu geben versprechen, was wir selber nicht schaffen zu können glauben.

In meinem Buch habe ich im 2. Teil diese unerfreuliche Vision ausgemalt. Es kann eine Stimmung aufkommen, die da lautet: Wir fühlen uns nicht mehr stark genug, um von uns aus die Korruption zu brechen, um die moralische Aushöhlung unserer Gemeinschaft und um die Naturzerstörung zu stoppen. Es muß eine starke Hand her, die das Gute rettet, wozu wir selbst bzw. unsere offene Gesellschaft nicht mehr imstande sind. Die Erfahrung beweist die gerade in unseren Ländern lauende Anfälligkeit für eine Selbstentmündigung unter dem Einfluß von Heilsversprechen, die sich auf echte soziale Werte berufen, in Wahrheit indessen eine gleichschaltende Herrschaft mit autoritärem Machtmißbrauch anstreben. Nein, diese Flucht in einen neuen Autoritarismus wäre ein verheerender historischer Rückfall und eine endgültige Absage an die Aufgabe zur Erringung einer höheren Stufe der Erwachsenenheit. Alle autoritätsergebenen Heilserwartungen sind ebenso wie jene biologische Instinkttheorie von Kennedy nur ein resignatives Zurückweichen vor der Aufgabe, die erkämpften demokratischen Strukturen durch verantwortliches Mithandeln auszufüllen. Es wäre eine freiwillige Kapitulation, nämlich sich selber nur von außen durch die Forderungen der Ökonomie definieren zu lassen, anstatt miteinander an erster Stelle danach zu fragen, wie wir unser Zusammenleben miteinander und mit der Natur so gestalten können, daß wir uns dabei vergewissern, unser übernommenes Erbe in der kurzen Strecke unseres Lebens zum eigenen und dem gemeinsamen Wohl wie zu demjenigen derer, die uns folgen, verantwortungsvoll zu hüten.

Zur rechten Orientierung kommen wir dabei allerdings nur, wenn wir einander nahebleiben und einander in die Augen schauen, einander zuhören, den Kindern und den Alten, den Andersdenkenden wie den Fremden. Unsere globale technische Vernetzung im Internet und im Fernsehen ersetzt nicht die persönliche Berührung und den direkten Dialog. In unserer Langzeitstudie, in der wir die psychologischen Selbstbilder der Westdeutschen verfolgen, erkennen wir in letzter Zeit, daß die Befragten, wie schon angedeutet, mit ihrer egozentrischen Distanzierung voneinander so etwas wie eine Verlorenheit eintauschen, da sie, wenn sie die anderen nicht mehr suchen, auch selbst nicht mehr gesucht werden. Sie haben sich von Bindungen befreit, aber bemerken, daß sie sich dadurch trostlos ungeborgen fühlen und ein Stück weit innerlich erstarren. Kurz: Es scheint ein Kulminationspunkt heranzunehmen, da die Menschen die Unterdrückung derjenigen Bedürfnisse und Gefühle nicht länger aushalten, die ihnen Halt im Gemeinschaftsleben vermitteln und die sie zugleich zu vollständigeren Individuen machen. Daß ihnen einleuchtet, was Martin Buber gesagt hat, nämlich: "Der Mensch ist nicht in seiner Isolierung, sondern erst in der Beziehung des einen mit dem anderen voll existent".

Von Zygmunt Bauman stammt die treffende These: Verantwortung ist Nähe, und Nähe ist Verantwortung. Alle sozialen Spaltungen, argwöhnischen Vorurteile und engstirnigen Unversöhnlichkeiten werden erleichtert durch Anonymisierung und eine Distanz, in der negative Projektionen nicht mehr durch unmittelbares Wahrnehmen und Mitfühlen korrigiert werden. Umgekehrt erfahren wir von Angesicht zu Angesicht unmittelbar, was uns auch mit den scheinbar Fernsten verbindet und was wir den anderen schuldig sind. Aber, so könnte man einwenden, wie läßt sich denn diese Nähe Auge in Auge noch herstellen, da überall technische die persönliche Kommunikation ersetzt und da die zwischenmenschlichen Beziehungen im Tempo des modernen Betriebs immer mehr zu verflachen drohen? In diesem Einwand meldet sich schon wieder der Ansatz zur Unterwerfung, während ich umgekehrt Anzeichen dafür wahrnehme, daß sich viele Menschen aus innerer Beunruhigung gegen eben diese Entpersönlichung der Zusammenlebens stemmen wollen. Sie wollen wieder mehr aneinander Anteil nehmen und auch spüren, daß sie selber für andere wichtig sind. Sie wissen, daß sie die Welt nicht verändern können. Aber sie weiten ihren Blick und ahnen, daß es für das Ganze nur besser werden kann, wenn die Einzelnen sich füreinander öffnen und immer mitbedenken, daß sie mit ihrem Tun für das

Gesamtwohl eine wichtige Bedeutung haben. Das ist nicht die Selbstüberschätzung des beschriebenen Allmachtswahns, sondern schlicht die Artikulation der Überzeugung, daß es in der freien Demokratie auf jeden einzelnen ankommt und daß der Mensch auch im Zeitalter der Globalisierung seine Stellung als Subjekt der Geschichte behaupten muß, anstatt sich mit seiner momentanen Verwertbarkeit im Dschungel des flexiblen Marktbetriebes zu identifizieren. Gerade in dieser Phase der großen Umbrüche braucht es selbstbewußte Menschen, die über allen notwendigen Anpassungen nicht vergessen, daß sie mit ihrem Verantwortungssinn die Zukunft mitbestimmen. Niemand unter uns ist nur Schachfigur in einem Spiel, das andere lenken, sondern jeden Tag geraten wir in Situationen, in denen wir zu entscheiden haben und auch nein sagen können und sollten, wenn wir unseren Überzeugungen treu bleiben wollen, auch wenn wir uns damit unbequem machen. Der Mut zur Widerständigkeit macht sich durch eine Festigung der Selbstachtung bezahlt, auch als Beispiel für zaghaftere andere. Die Courage im Kleinen ist ein unerläßlicher Teil der gemeinsamen Emanzipation.

Ich war in der Jury eines Schreibwettbewerbs für Schülerinnen und Schüler, die sich darüber äußern sollten, wie sie sich die Welt in 30 Jahren vorstellen. Eine Mehrzahl hat düstere Zukunftsbilder entworfen, eine total technisierte Welt mit verarmten menschlichen Beziehungen und einer schwer geschädigten Natur. Aber ein beachtlicher Teil dieser Jugendlichen erklärte sich zugleich entschlossen, Berufe oder Tätigkeiten anzustreben, um eine solche negative Entwicklung zu verhindern. Sie widersprachen also ihrem theoretischen Pessimismus mit einem praktischen Optimismus, weil sie sich nicht als ohnmächtige Zuschauer des Geschehens begriffen, sondern als verantwortliche Mitgestalter. Sich mit einer solchen praktischen Hoffnung auf den Weg zu machen, ohne die real existierenden Widerstände und Gefahren zu verleugnen, das ist meines Erachtens eine beispielhafte Haltung, um die uns aufgegebenen Probleme zur Jahrtausendwende vernünftig anzugehen.